



Arbeiter waschen die Baumwolle, um sie für den Färbeprozess vorzubereiten



Weberin Maloti Rani (rechts) mit ihren Kolleginnen während der Mittagspause. Als die Frauen hörten, dass ein Fotograf kommt, wollten sie sich in ihren schönsten Kleidern präsentieren

DIE WEBERINNEN TUSCHELN UND KICHERN AUF IHREM WEG IN DIE PAUSE. Das ganze Gelände der Textilfabrik Classical Handmade Products in Nilphamari im Norden von Bangladesch wirkt sehr freundlich und hell. Die rund 740 Arbeiter und Arbeiterinnen sind im Schnitt neun Stunden hier, haben davon eine Stunde Mittagspause, sie sind krankenversichert, es gibt Mutterschaftsurlaub und eine Kinderbetreuung. Das wirkt erst einmal paradiesisch. Man ist ja mit einem ganzen Koffer voller Vorurteile und schlimmer Erwartungen in Sachen Textilindustrie nach Bangladesch gereist – um sie nun eine Woche lang in diesem unbekannten, touristisch unerschlossenen Land mit der Realität abzugleichen.

„Wenn ich um 17 Uhr nach Hause gehe, kümmere ich mich um meinen kleinen Sohn und das Abendessen“, erzählt die Weberin Maloti Rani (24). Der rote Punkt auf ihrer Stirn ist ein Zeichen dafür, dass sie verheiratet ist – abends und am Wochenende hilft sie ihrem Mann, der auf den Reisfeldern eines Bauern beschäftigt ist. „Ich arbeite hart, aber ich verdiene mein eigenes Geld“, sagt sie stolz. „Bevor es die Fabrik gab, war ich nur Hausfrau.“

Ihr Chef und Fabrikgründer Tauhid Bin Abdus Salam erzählt, wie einmal ein Rikschafahrer für seine Frau, die zu spät zur Arbeit gekommen war, das Essen kochte und es ihr vorbeibrachte. „Für das

sehr traditionelle Bangladesch ist das eine Sensation, es gibt Frauen hier, die mehr verdienen als die Männer und ihre Familie ernähren können.“ Dadurch seien sie heute selbstbewusster: Viele Weberinnen kommen mit dem Rad zur Arbeit – für sie der ultimative Ausdruck von Freiheit in dem muslimischen Land.

Natürlich ist die kleine Textilfabrik, die für das deutsche Naturtextilienunternehmen Hessnatur arbeitet, um derzeit eine natürlich gefärbte, nachhaltig und fair produzierte Jeans herzustellen, eine Art „gallisches Dorf“ in dem südasiatischen Land, das auch „Nähmaschine der Welt“ genannt wird. Etwa 90 Prozent unserer Kleidung stammen aus Fabriken in Asien; zusammen mit China und Kambodscha ist Bangladesch der größte Textillieferant. Flächenmäßig ist es gerade einmal so groß wie Bayern und Baden-Württemberg zusammen, aber hier leben doppelt so viele Menschen wie in Deutschland – 160 Millionen!

Ein Besuch in Dhaka, der Hauptstadt mit geschätzt allein zehn Millionen Einwohnern, ist ein strapaziöses Unterfangen: Es stinkt nach Abgasen und Abfall, der überall am Straßenrand liegt, der Verkehr – hauptsächlich abgeschrammte Busse und Autos, die aussehen, als ob sie jede Sekunde auseinanderbrechen könnten – folgt einer chaotischen, für deutsche Augen gefährlichen Abfolge von Überraschungsmanövern der Fahrer. Dazwischen wuseln Rikschas und Motorräder.

Umweltverschmutzung ist ein riesiges Problem, vor allem durch die Textilfabriken oder Gerbereien, die ihre Industrieabfälle in den Fluss Buriganga leiten. Ganz Dhaka liegt unter einer Dunstglocke. Ab Mai setzt der Monsun nicht selten die halbe Stadt unter Wasser. Im Vorbeifahren

tauchen immer wieder diese mehrgeschossigen, maroden und fast fensterlosen Gebäude auf, von außen durch mehrere Soldaten mit Maschinengewehren bewacht: Textilfabriken. Über 5000 gibt's in Bangladesch, mehr als 20 Millionen Menschen sollen direkt oder indirekt durch Textilien ihr Geld verdienen. „You can't come in!“, knurrt einer der Bewacher grimmig.

„Ich habe hier Fabriken von innen gesehen“, erzählt uns aber der Niederländer Theofiel Baert, der Textilfirmen berät, „in denen die Menschen unter schrecklichsten Bedingungen arbeiten: an offenen Maschinen, zwischen Lärm und Gestank und am Rande der Erschöpfung – 13, 15 Stunden, an sieben Tagen pro Woche.“

Hungerlöhne, giftige Dämpfe und Chemikalien am Arbeitsplatz, Ausbeutung bis hin zu eingestürzten oder ausgebrannten Fabriken mit Todesopfern – durch TV-Dokus wissen wir eigentlich längst, dass hinter den „Made in ...“-Etiketten in unseren Jeans und Shirts traurige, oft blutige Geschichten stehen. Trotzdem: Durchschnittlich stockt jeder Deutsche seinen Schrank mit fünf Kleidungsstücken pro Monat auf, mehr als doppelt so viel wie noch 2000 (und viermal so viel wie 1980!). Fast Fashion, immer schneller, immer billiger produzierte Mode, die zum Wegwerfartikel geworden ist. Auf Kosten der Textilarbeiter, die sich wie moderne Sklaven schinden. Von einem vergleichsweise teuren Shirt für 29 Euro gehen laut einer Untersuchung der „Kampagne für Saubere Kleidung“ an alle (!) am Entstehungsprozess beteiligten Arbeiter insgesamt gerade mal 18 Cent.

Als am 24. April 2013 die Fabrik Rana Plaza in der Nähe von Dhaka einstürzte, in der unter anderem KiK und Primark produzieren ließen, kamen über



GEHT FASHION AUCH FAIR?

MODE MUSS NICHT WEHTUN

Man denkt sofort an moderne Sklaverei unter katastrophalen Bedingungen, wenn man das Etikett „Made in Bangladesh“ sieht. GRAZIA wollte wissen, ob es auch anders geht, und reiste in das Land, aus dem so viele unserer T-Shirts kommen



Fleißige Hände beim Garnfärben mit Indigo: Durch Oxidation nimmt es später das typische Blau an



Die Spinnerei in der Firma CHP ist hell, und die Arbeiter arbeiten nach Sicherheitsstandards – eine Ausnahme in der bangladeschischen Textilproduktion



Auf dem Fabrikgelände ist auch ein Kindergarten

Aus dem wasserlöslichen gelben Farbstoff Indikan aus der Indigopflanze bildet sich nach der Gärung das dunkelblaue Indigo



In der Fabrik werden auch Flickenteppiche aus Stoffabfällen hergestellt – eine Art textiles Recycling



Weber Akhtaruzzaman zeigt GRAZIA-Chefreporter Roland Rödermund die Arbeit am Handwebstuhl

1130 Menschen ums Leben (siehe Kasten unten) – auch wenn danach Initiativen ins Leben gerufen wurden und der Mindestlohn von 30 auf 68 Dollar im Monat erhöht wurde: Die Bedingungen bleiben miserabel. Man darf zwar nicht außer Acht lassen, dass die Fabriken vielen Menschen die einzige Chance auf Lohnarbeit in ärmsten Regionen geben. Aber muss der Preis dafür so hoch sein? Um auf das Elend der Textilarbeiter hinzuweisen und mehr Transparenz zu schaffen, wurde zum Jahrestag des Unglücks 2014 die Fashion Revolution Week ins Leben gerufen (vom 24. bis 30. April; Infos zu Aktionen wie dem Hashtag #whomademyclothes unter: fashionrevolution.org).

In diesem Rahmen will auch das Hessnatur-Sozialprojekt in Kooperation mit der Deutschen Entwicklungsgesellschaft (DEG) und Classical Handmade Products den Konsumenten und anderen Unternehmen beweisen, dass es möglich ist, hochwertige und faire Produkte in Bangladesch zu produzieren, und dass ein Schließen der Unternehmen den Menschen erst recht nicht helfen würde. Die



Arbeiterin Matabana mit einem Schild zur Fashion Revolution Week

„Indigo Classic“-Jeans, die gerade in dem traditionellen natürlichen Prozess in der CHP-Fabrik hergestellt wird, ist zum Start der Fashion Revolution Week am 24. April fertig (hessnatur.com).

Tatsächlich wäre es schön, wenn die Textilindustrie durch mehr solcher Projekte fairer würde – ein langer Weg, für den wir unser Konsumverhalten ändern müssten: weniger kaufen. Und nachhaltiger. „CHP bezahlt seine Angestellten über dem Mindestlohn“, betont Marina Chahboune, Projektmanagerin der Hessnatur-Stiftung, während wir unter dem Klackern der Webstühle die Herstellung

beobachten. „Zweimal jährlich werden Boni zu den wichtigen religiösen Feiertagen ausgezahlt. Es gibt auch Zusatzleistungen wie ärztliche Versorgung, Kinderbetreuung oder die Ausgabe von Hygieneartikeln.“

Der 29-jährige Weber Akhtaruzzaman erzählt, dass er es nicht besser hätte treffen können, auch wenn er für den Job umziehen musste und seine Frau nur am Wochenende sieht. „Aber ich hole sie bald hierher – das hätte ich mir früher nicht leisten können, als ich keine feste Arbeit hatte.“ Er lacht breit, erst seit Kurzem ist er verheiratet.

Selbst wenn man die Arbeitsplätze unter „verwöhnten“ westlichen Gesichtspunkten betrachtet: Die Menschen, die hier arbeiten, wirken zufrieden. Doch das ist in Bangladesch eine Ausnahme. Daran sollte man denken, wenn man sich das nächste Mal ein T-Shirt kauft ... ■

EINE KATASTROPHE OHNE KONSEQUENZEN?



1127 Menschen starben sofort (die Zahl stieg einige Wochen danach auf 1138), und 2438 wurden verletzt, als am 24. April 2013 die Textilfabrik Rana Plaza (links) in der Nähe von Dhaka kollabierte. Kurz zuvor waren Risse in dem achtstöckigen Gebäude festgestellt worden, worauf die Polizei ein Verbot aussprach, das Gebäude zu betreten. Die Menschen im Gebäude, größtenteils Textilarbeiterinnen, waren von den Fabrikbetreibern gezwungen worden, ihre Arbeit aufzunehmen. Auch wenn das Unglück eine intensive Debatte über Nachhaltigkeit und Arbeitsbedingungen auslöste und etwa eine Initiative für Gebäudesicherheit gestartet wurde, arbeiten viele Menschen bis heute unter miserablen Bedingungen (oben).

TEXT: ROLAND RÖDERMUND; FOTOS: GETTY IMAGES, DPA PICTURE ALLIANCE, JONAS BECKER